

Sattel zu springen und unter wütenden Hieben, echten Schwabenstreicheln, sich durch die Feinde Bahn zu brechen. Er gewann glücklich das Freie; zwar knatterte eine Salve der Franzosen hinter ihm her, und die besten der feindlichen Reiter gaben ihren Pferden die Sporen, ihm nachzujagen; aber das französische Roß, welches der Graf erhascht hatte, war gut und trug seinen tapferen Reiter mit Windeseile dahin. Er hatte bald einen ziemlichen Vorsprung gewonnen und erreichte einen Wald, in dessen Dickicht er sich verbarg. Er band hier sein Pferd an und erkletterte einen hohen Baum, um weiter ausblicken zu können. Kaum war dieses geschehen, so kamen mehrere Hüge der französischen Reiter angesprengt, welche den Wald nach allen Richtungen durchritten. Zum Glück blieben sie auf den gangbaren Wegen und versäumten es, das Dickicht abzusuchen. Sonst würden sie unfehlbar das verlassene Pferd und bald auch seinen Reiter gefunden haben.

Gegen drei Stunden hatte Graf Zeppelin dort oben im Verstecke gegessen, da ward es still. Seine Verfolger mußten wohl abgezogen sein. Nun stieg er von dem Baume herab und schlich sich an den Waldsaum, um zu sehen, ob die nächste Umgegend von dem Feinde frei sei. Denn noch galt es, einen Rückweg von neun Stunden bis zur Grenze zurückzulegen.

Auf einer benachbarten Wiese gewahrte er einen mit zwei mageren Kühen bespannten Wagen, auf den ein Bauer und seine Tochter Heu luden. Er näherte sich ihnen und bat sie um einen Labetrunk. Der Bauer molk seine beiden Kühe; die gaben zusammen nicht ganz einen halben Schoppen Milch. Die Tochter schenkte ihm zwei Birnen, die sie für den eigenen Durst zu sich gesteckt hatte. „Ich gebe sie Euch gern,“ sagte sie und weinte dabei; „mein Bruder ist auch im Kriege.“ Mit einem herzlichen „Bergelt's Gott!“ schied Graf Zeppelin von den guten Menschen.

Er suchte nun sein Pferd wieder auf und schwang sich in den Sattel. Das gute Tier mußte die ganze Zeit lautlos und mauerfest gestanden haben. Graf Zeppelin war im Augenblicke des Überfalls gerade mit seinen Karten beschäftigt gewesen und hatte diese nebst seinem Mantel im Stiche lassen müssen. Auf gut Glück also, ohne Menschen nach dem Wege fragen zu dürfen, im Gegenteil diesen und den Ortschaften ausweichend, mußte er durch rauhes, unwegames Waldgebirge reiten. Mit Eintritt der Dunkelheit brach ein schweres Gewitter mit heftigen Regengüssen aus, und ganz durchnäht erreichte er erst in tiefer Nacht ein einsames, mitten im Walde gelegenes Häuschen, wo er einige Stunden rastete.

Sobald der Tag graute, bestieg er wieder sein Roß und ritt auf Nebenwegen mit größter Vorsicht der Grenze zu. Sehr zu statten kam es ihm, daß sein Pferd französische Ausrüstung trug, so daß die Bauern, denen er begegnete, irre wurden und ihn wohl für einen französischen